

Polemik über Verleger

Autor(en): **Gernhardt, Robert / Binder, Hannes**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **122 (1995-1996)**

Heft 5

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-598708>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Mein lieber Horst, in Deinem letzten Brief stellst Du zwei Vermutungen an, die es verdient haben, zurechtgerückt bzw. in Gewissheiten überführt zu werden.

Du liegst falsch, wenn Du meinst, ein Schriftsteller müsse zwar schreiben, um seiner Berufsbezeichnung gerecht zu werden, aber nicht unbedingt veröffentlichen; ja, es kam mir sogar so vor, als ob Dir auch eine Schriftstellerexistenz denkbar schiene, die ohne alles Niedergeschriebene auskommen könne, da erst das lediglich in

Ein Beispiel: 1917 – Kafka hatte in den vergangenen neun Jahren zwanzigmal in Zeitschriften publiziert und vier Bücher veröffentlicht – bewirkt Max Brod, dass Martin Buber, der Herausgeber der Zeitschrift *«Der Jude»*, Kafka zur Mitarbeit einlädt. Kafka reagiert postwendend, *«Ich schicke zwölf Stücke»*, Buber wählt zwei Texte aus, sie erscheinen in der Oktobernummer, und Kafka notiert in sein Tagebuch: *«Immer erst aufatmen von Eitelkeits- und Selbstgefälligkeitsausbrüchen. Die Orgie beim Lesen der Er-*

(1964) Verlag Bärmeier und Nickel (Frankfurt) kenne ich jene Manuskripte, denen man den langen Leidensweg durch die Verlage so deutlich ansieht wie dem Tippelbruder sein Leben unter Brücken und in Fussgängerzonen: Fleckig und abgegriffen kamen sie in dem kleinen Verlag angehumpelt, nachdem ein grosses Verlagshaus nach dem anderen ihnen die Tür gewiesen hatte, Suhrkamp, Rowohlt, Fischer ...

Dass ein solcher Niedergang nicht immer etwas mit der Qualität des Angebots zu tun hat, darf spätestens seit dem Jahre 1968 als erwiesen gelten. Damals nahm ich als freier Mitarbeiter an einer Redaktionskonferenz der satirischen Monatsschrift *«pardon»* teil, auf welcher der folgende Verlags-Test ausgeheckt wurde: Man nehme zwei Passagen aus dem hinteren, nicht allzu bekannten Teil des 1632 Seiten starken Jahrhundertromans *Der Mann ohne Eigenschaften* von Robert Musil, man verbinde sie zu acht einigermaßen unbeholfen getippten Manuskriptseiten, man taufe die Romanfiguren zur Sicherheit um, mache Gerda zu Helga, Ulrich zu Jürgen und Clarisse zu Brigitte, man erfinde einen Autor des Textes namens Bob Hansen, man lasse den seine Briefe mit dem billig angefertigten Stempel *«Bob Hansen, freier Schriftsteller, z. Zt. techn. Abteilungsleiter»* versehen, man füge einen Brief des Inhalts bei, der Einsender schreibe an einem Roman und trage sich mit dem Gedanken, Vollzeitschriftsteller zu werden, und man versende das Ganze an zweiunddreissig deutschsprachige Verlage – was passiert?

Die Antwort stand in *«pardon»*: 80 Prozent der Verlage verzichteten dankend. Am 17. Januar des unwitterten Jahres 1968 winkt der Suhrkamp Verlag ab: *«Ich fürchte leider, dass das, was Sie schreiben, mit unseren Vorstellungen von Literatur nicht ganz übereinstimmt»*, schreibt der Lektor Urs Widmer, dessen Plural Majestatis die Vermutung nahelegt, er habe sich zu diesem Zeitpunkt noch als Sprecher einer festgefügt, personenübergreifenden Suhrkamp-Kultur empfunden. Das freilich sollte sich bald ändern ...

Nicht wegen ästhetischer Bedenken, *«aus verlagstechnischen Überlegungen»* musste dagegen jener Verlag passen, zu dessen Stolz und Selbstverständnis es seit dem Jahre 1931 gehört hatte, den *Mann ohne Eigenschaften* im Verlagsprogramm zu führen: der Rowohlt Verlag. Wenn er wenigstens geschrieben hätte: Wir kaufen nichts, wir haben schon!

Andererseits wird die Zurückhaltung der Verleger verständlich, wenn man sich den Ursprung dieser Berufsbezeichnung ins Gedächtnis ruft.

Polemik über Verleger

Verleger sind Paschas, Haremsfürsten, Zuhälter und Schlangen!

Diese bösen Gewissheiten schleudert Robert Gernhardt seinem Neffen an den Kopf, der allen Warnungen zum Trotz immer noch ein berühmter Schriftsteller werden will.

der Einbildungskraft existierende Werk gegen jedwede Form der Vermarktung, spricht: Korumpierung gefeilt sei.

Als Gewährsmann nennst Du Franz Kafka – zu ihm gleich mehr –, mit grösserer Berechtigung hättest Du Kurt Tucholsky und seine berühmte Treppe anführen können, *«Reden Schreiben Schweigen»*. Sie wird selten ohne ehrfurchts-, ja weihervollen Unterton zitiert, und bevor Du, lieber Horst, ebenfalls vor diesem lapidaren Treppchen in die Knie gehst, bitte ich Dich, sie richtig zu deuten: Als Bilanz eines in vielfältiger Weise vom Leben geschlagenen Schriftstellers, der nach etwa dreitausend Veröffentlichungen in vierundzwanzig Jahren feststellen muss, dass seine Worte nichts gefruchtet haben und seine Adressaten dabei sind, sich und die Welt ins Verderben zu stürzen.

Aber Franz Kafka, der als Todkranker den Freund Max Brod darum bat, seine nachgelassenen Manuskripte zu vernichten – taugt der nicht zum Zeugen einer Schriftstellerexistenz ohne Werk? Nur bedingt. Kafka war keineswegs der legendäre Öffentlichkeitsverweigerer, zu dem ihn eine reinheitsversessene Gemeinde nach wie vor gerne stilisiert: Er las aus seinen Arbeiten, er nahm einen Preis entgegen, und er veröffentlichte, mit gemischten, aber heftigen Gefühlen.

zählung im *«Juden»*. Wie ein Eichhörnchen im Käfig. Glückseligkeit der Bewegung, Verzweigung der Enge, Verrücktheit der Ausdauer, Elendgefühl vor der Ruhe des Ausserhalb.»

Soviel zu Deiner ersten Vermutung: Misstrauen jenen, die ohne Not – ohne die Not eines Tucholsky beispielsweise – das Nichtschreiben propagieren, meist handelt es sich um Herrschaften, die auch nichts mitzuteilen haben. Mit Deiner zweiten Vermutung freilich liegst Du richtig: Wer veröffentlichen will, muss erst einmal einen Verlag finden. Auf welchem Wege? Landläufiger Meinung nach auf dem Postweg: Der Autor überlegt, in welchem Verlag sein Manuskript gut aufgehoben wäre oder in welchem Verlagsprogramm er sich gern vertreten sähe, er bringt die Adresse des Wunschhauses in Erfahrung, expediert ein Einschreiben samt, man weiss ja nie, frankiertem Rückumschlag – und macht die Erfahrung, dass er so auf keinen Fall zum Ziel kommt.

Ein altgedienter Lektor sagte mir einmal, unter tausend Einsendungen befände sich bestenfalls eine, die es wert sei, veröffentlicht zu werden; und aus meiner kurzen (1 Monat), aber intensiven (ca. 100 Manuskripte) Co-Lektorenzeit (zusammen mit F. W. Bernstein) im damaligen



Laut Hermann Pauls *Deutschem Wörterbuch* ist Verleger, «wer auf seine Kosten etwas unternimmt, herstellt, seit Mitte 17. Jhd. speziell auf Herstellung und Vertrieb von Druckwerken bezogen» – er legt also Geld vor und muss schauen, dass er sein Geld auch zurückbekommt, möglichst mit Rendite.

Damit ist ein Konflikt programmiert, der Autor und Verleger unentwegt aneinander vorbeireden lässt. Will der Autor unter Hinweis auf den künstlerischen Rang seines Werkes bessere Konditionen im Verlagsvertrag erreichen, führt der Verleger gern die Binsenweisheit ins Feld, dass Kunst sich leider schlecht verkaufe und er daher aus schierer Selbsterhaltung leider keine Konzessionen machen könne. Regt der Autor an, die Geburt des Werkes und sein Fortleben durch begleitende Werbung zu unterstützen, erinnert ihn der Verleger an die alte Erfahrung, dass alle Kunst sich seit jeher von selbst durchgesetzt habe. «Nehme nur die Illas, nehme die Göttliche Komödie, nehme diese ganzen Shakespeare-Dramen – kein Pfennig Werbung, aber was für Auflagen!»

Der Verleger hat die Katze im Sack gekauft, nun kann er schauen, dass die Mäuse wieder reinkommen. Zu diesem Zweck muss das Tier gleich dreimal weiterverkauft werden:

Zuerst heisst es, die sogenannten Verlagsvertreter davon zu überzeugen, dass es sich um ein ganz besonders begehrtes Exemplar handelt – wenn Verleger ihre Vertreterate haben, sind sie denn auch besonders unansprechbar.

Sodann müssen die Vertreter den örtlichen Buchhandel dafür gewinnen, auf Verdacht möglichst viele Exemplare dieses vorgebildet hochbegehrten Wesens zu bestellen.

Und schliesslich ist es am Buchhändler, möglichst vielen Kunden möglichst viele dieser Tierchen anzudrehen – erst wenn das gegliedert ist, kann der Geldvorleger aufatmen.

Dieses Schicksal eint die Verleger aller Herren Länder, dennoch ist Verlag nicht gleich Verlag. Es gibt da grosse und kleine – ein Unterschied, lieber Horst, der Autorsein und das Autorentum nachhaltiger zu beeinflussen in der Lage ist, als es den Anschein hat.

Als Autor hast Du *einen* Verleger. Dein Verleger jedoch hat unterschiedlich viele Autoren. Man hat die Verleger daher auch unter die Paschas und Haremsbetreiber gerechnet, umgeben von einem Kranz von Haupt- und Nebenfrauen, Favoritinnen, Gespielinen, Odaliskinnen und Eunuchen. Je grösser diese Schar, desto geringer naturgemäss die Chance, eine wichtige,

gar eine Hauptrolle im Seral spielen zu können. Nimm nur den Suhrkamp Verlag. Viele fühlen sich dort berufen, doch immer nur einer ist dem Vernehmen nach auserwählt. Viele algediente, ofverlegte Autoren schicken ihre Manuskripte ein oder bringen sie persönlich vorbei, nur bei einem, sagt man, tritt der Verleger höchstselbst über die Schwelle, um das fertige Werk in Empfang zu nehmen.

Einmal hiess dieser Glückliche Thomas Bernhard, nun heisst es: Ave Handke, gratia plenus, Buch, wo bist du? Ein handgeschriebenes Exemplar von *Mein Jahr in der Niemandsbucht* sei Siegfried Unseld überreicht worden, hört man, das einzige Exemplar, raunt man, da keine Ablichtung davon angefertigt worden sei, einem Augapfel gleich habe der Verleger das Objekt seiner Kalkulation und Spekulation daraufhin auf dem langen Weg von Paris nach Frankfurt bewachen müssen ...

Ich höre sie gern, diese legendären Liebesgeschichten aus dem Verlagsmilieu, von Ernst Rowohlt's Treue zu schwierigen Autoren, von den sogenannten «Werbebriefen» des Verlegers Kurt Wolff an seinen – zuvor freilich arg vernachlässigten – Autor Franz Kafka, doch wenn die erotische Facette der Verleger-Autor-Beziehung zu Wort kommt, so darf von der merkwürdigen nicht geschwiegen werden; das Gemisch aus Eros und Kommerz aber heisst «käuferliche Liebe», und die wird nicht im Harem genossen, sondern im Bordell angeboten.

Weshalb der Verleger nicht nur Pascha, sondern ebensogut Zuhälter genannt werden könnte: Schliesslich kauft er die ganzen Autoren ja nicht für den Eigenbedarf ein, jedenfalls nicht ausschliesslich, sondern unter Berücksichtigung der Bedürfnisse seiner Kundschaft, und als lebenserfahrener Zutreiber wird er dafür sorgen, dass neben reifen und bewährten Kräften auch ständig Neuzugänge im Angebot sind, junge Federn, eigentlich noch Flaum, deren Wachstum, endgültige Form und Färbung zu steuern der Chef selber sich häufig nicht nehmen lässt.

Anfang der 80er wurde ich zufällig Zeuge eines solchen Image-Shaping. Silvio Blatter, ein Schweizer Jungautor, hatte im Frühjahr ein neues Manuskript vorgelegt, nun erörterten seine Lektorin und andere Verlagsmitarbeiter des Suhrkamp Verlages bei einem Abendessen, an dem auch ich zufällig teilnahm, Titel und Auftritt des für das Herbstprogramm eingeplanten Werks. *Der stürzende Mann* lautete der Wunschtitel des Autors, auch *Der fallende Mann* war im Gespräch, und lange wurden die beiden Verben gedreht, gedeutet und gewendet. Vom Umschlagmotiv dagegen hatte Blatter eine



klare Vorstellung: Es sollte jener bekannte pseudomittelalterliche Holzschnitt sein, auf welchem der Kopf eines Menschen die Hemisphäre durchstösst und die Weite des Weltalls wahrnimmt. So entschieden hatte Blatter Titel und Motiv verteidigt, dass mir der Abend im Gedächtnis blieb und ich mich, als es herbste, in einer Buchhandlung nach dem Titel erkundigte.

Der stürzende Mann? Der fallende Mann? Von wem? Silvio Blatter? Die Buchhändlerin schüttelte den Kopf, doch plötzlich hellte sich ihre Miene auf. Mit kundigem Griff holte sie ein Buch aus dem Regal, auf dessen pinkfarbenem Umschlag sich kein Bildmotiv fand, da in grellen, modischen Jugendstillettern lediglich Verfasser, Titel und Verlag genannt wurden: Silvio Blatter *Love me tender* Suhrkamp Verlag. Wow! Viel war bisher vom Verleger die Rede, lieber Horst, dabei be-

steht ja solch ein Verlag aus einer Vielzahl von Mitarbeitern, die sich um eine Unzahl von Aufgaben kümmern, um Presse und um Lizenzen, Herstellung und Lektorat. Sie alle braucht der Autor, ihnen allen sollte er sich menschlich und sozial verbunden fühlen – warum er dennoch kaninchenleich auf die Verlegerschlange starrt, begründet Urs Widmer, Ex-Suhrkamp-Lektor – ja, derselbe, der den Musil abgelehnt hatte –, Schweizer und Autor: Während des legendären Lektorenauftands im Jahre 1968 hätten sich die Autoren zu seiner Enttäuschung nicht auf Seite ihrer Anwälte, der Lektoren, geschlagen, sondern auf die des Verlegers, denn «Autoren wollen, völlig idiotischerweise und gegen ihre Interessen, möglichst wenig lektoriert werden. Sie wollen geliebt werden, und niemand liebt besser als die starke Vaterfigur, Verleger geheissen. Autoren wollen, bei allen Unsicherheiten, die mit ihrem Geschäft verbunden sind, wenigstens einen Hauch von ökonomischer Sicherheit. Sie wollen einen erfolgreichen, keinen kühnen Verlag, solange er nur die Kühnheit hat, ihre eigenen Bücher zu machen. Und wer garantiert die ökonomische Kontinuität? Ach, die Lektoren mögen es ja besser wissen, aber die Kinderschar der Autoren zieht unbeeindruckt hinter ihrem Papi drein. Ich inzwischen auch.»

Der Verleger als Kaufmann, als Pascha, als Zuhälter, als Schlange, als Papi – fehlt da nicht noch eine Facette? Wie wäre es mit Gärtner? Der Verlag als Biotop – trifft das nicht zumindest auf jene Häuser zu, denen ein wirklicher Mensch vorsteht, kein Geschäftsführer? Womöglich ist es der Gründer selber, der es in jungen Jahren nicht mit ansehen konnte, dass vielversprechende literarische Pflänzchen sich nicht zu entfalten vermochten, weshalb er unter persönlichen Opfern einen Garten schuf, in welchem er nun schon seit Jahren selbstlos all die Sprösslinge wässert, von denen er hofft, sie würden dermaleinst im Park

der National-, ja der Weltliteratur mächtig sich entfalten, dann nicht nur von sich, sondern auch ein wenig von ihrem Heger kühnend, das bereits wäre Lohn, der reichlich lohnet. Und seufzend dreht der gute Gärtner den Geldhahn noch etwas weiter auf ...

Ob ein solcher Verlag existiert? In Verlegermännern und Verlagsgeschichten jedenfalls ist häufig von ihm die Rede, doch bevor wir uns in Vermutungen verlieren, möchte ich Dir zwei handfeste Empfehlungen mit auf den Berufsweg geben.

Erstens: Lasse Dich nicht entmutigen. So gut wie jedem Neuling präsentieren sich Verlage und vergleichbare Institutionen (Zeitschriftenredaktionen, Sendeanstalten) als schimmernde Trutzburgen, deren fugenlose Mauern keinerlei Eindringen zu erlauben scheinen – und fast immer macht derjenige, dem der Zutritt wundersamerweise gelungen ist, die Erfahrung, dass zumindest Trakte des Prachtaus morsch und Teile der Besatzung marode oder schon auf der Flucht sind: alles Ergebnisse, die es dem Künstler nahelegen, nach gegliedertem Erstürmung der Festung eine gewisse Distanz zu diesen Gralsburgen des Geistes zu wahren. Schon um der sicheren Selbstachtung willen. Man möchte sich doch ein klein wenig der Täuschung hingeben können, die Verbreitung der eigenen, so überaus qualitativollen Produkte in ebenso hochqualifizierten Händen zu wissen.

Zum anderen aber rate ich Dir, stets darauf zu achten, dass die bewährte, auch von Urs Widmer bekräftigte Rollenverteilung gewahrt bleibt: Der Autor als Künstler muss leiden, darf klagen, kann Trost in Anspruch nehmen; der Verleger, als Geschäftsmann, muss zum Essen ausführen, kann Gutwetter machen, darf unter keinen Umständen selber getrübt werden wollen – ich sage das so laut, weil im Zuge der Neuen Weierlichkeit auch dieser letzte naturgewollte Gegensatz, der zwischen Geist und Geld, aufgeweicht oder gar hinforgeschwemmt zu werden droht.

Wehre den Anfängen, das meint mit den besten Grüssen Dein Geistmensch und Patenonkel Robert G.

PS: Ein weiterer, anscheinend natürlich bedingter Unterschied zwischen Verlegern und Autoren scheint der zu sein, dass letztere sehr häufig Pseudonyme benutzen, erstere nie. Ich jedenfalls weiss zwar von übergreifenden Verlagsbenennungen – Insel Verlag, Rotbuch Verlag, Berlin Verlag – aber von keiner einzigen Verlegerbenennung. Eigentlich seltsam ...

ROBERT GERNHARDT ■